

Hisham Bustani

A Last Breath Before It's All Over

شهيق طويل قبل أن ينتهي كل شيء

Translation by Sandra Hetzl (German)

EIN LETZTER SEUFZER, BEVOR ALLES VORBEI IST

Erzählungen

Das Buch vom Ertrinken

oder Über ein Leben, das nach Salz schmeckt

Das Boot

*Für Faissal Darraj, der diese Welt durchsegelt und auf sie kotzt;
und Jabra Ibrahim Jabra, Besitzer des ersten Bootes, das diesem hier aber nicht ähnelt.*

Man hatte uns gesagt, wir würden über See nach Alexandria fahren. Dass es aber so schlimm werden würde, hatte weder ich geahnt, noch die vielen Männer und Frauen, die sich eigens für diesen Anlass schick herausgeputzt hatten, in Anzügen und Kleidern.

Als ich ankam, zeigte sich schon die erste Unstimmigkeit: Das Schiff war eigentlich für den Viehtransport bestimmt. Aber ich beschwerte mich nicht. Immerhin hatte die Fahrkarte so gut wie nichts gekostet und ich war auf der Flucht vor einem Massaker. Es war das Jahr 1987. Das Massaker war das von Tel al-Zaatar und der Hafen, von dem unser Schiff auslief, war der Hafen von Beirut.

Worüber ich mich aber wunderte, war der Gleichmut, mit dem jene – nach dem letzten Schrei aufgetakelten – Beirutis das Höllengedränge abnickten, als einer nach dem Anderen auf das Deck stieg, das bald schon unter der bunten Masse aus allen Nähten zu platzen schien. Einer Menschenmasse, die ohne Unterlass sprach und deren Stimmengewirr sobald sich die schwimmende Plattform in Bewegung setzte zu einem panischen Kreischen answoll. Vielleicht hatten sie gedacht, es würde noch ein Unterdeck geben, wo sie Platz finden würden. Oder, sie hatten sich eine kurze Kreuzfahrt vorgestellt, auf offenem Deck, bei der sie Sonne, Meer und Seeluft genießen konnten. Ich weiß es nicht. Aber sie trotteten alle auf das Schiff, wie eine Viehherde. Und dann kam, kommen musste.

Das Gedränge war unerträglich, der Geräuschpegel nicht auszuhalten und während auch ich geglaubt hatte, ich würde mir einen Raum mit vielleicht vier, höchstens fünf Personen teilen müssen, pressten sich auf dem Deck dutzende Körper eng aneinander, ohne Raum zum Atmen. Ich weiß nicht mehr, was mich dazu bewegt hat, den Blick zu heben, wo ich – selbst dort droben – einen Jungen entdeckte, der wackelig an einem Lampenmasten hing. In dessen mittlerer Höhe befand sich etwas wie eine Metallleiste, die genau Platz für einen Hintern bot: seinen. Ich machte ihm mit zwei geöffneten Handflächen ein Zeichen, er erwiderte ein Nicken. Ich winkte wieder, er nickte zurück. Ein drittes, ein viertes Mal, ohne Erfolg. Als ich beim fünften Mal meine Augen zusammenkniff und ihn böse ansah, kletterte er rasch herab. Ich reichte ihm einen 50-Lira-Schein, den Wert unseres Tauschgeschäfts, kletterte an seiner Stelle auf den Masten und kam erst zwei Tage später wieder herunter. Zwei Tage, während derer das Schiff verloren durch das Meer schaukelte, da sich der Kapitän besoffen hatte.

Wenn man hoch oben auf einem kleinen Punkt festsitzt, während sich um einen herum eine blaue Wüste ins Endlose erstreckt und sich unter einem eine Menschenmasse drängt, bekommt man einen anderen Blick auf die Welt. Wenn aber über diesen kleinen Punkt die Nacht hereinbricht, verengt sich die Wahrnehmung. In meinem Fall, auf den Lichtkegel der Glühbirne, der die aufgeschlagenen Seiten meiner Reiselektüre erhellte, während von unten das Gemurmel einer Handvoll Menschen, die ich nicht sehen konnte, zu mir drang. Dazu kam ein ätzender Geruch nach Erbrochenem, der zwar seit der Abfahrt konstant geblieben war, um diese Zeit aber nur noch mit geringerer Frequenz erneuert wurde.

Es war mein erstes Mal auf einem Schiff. Und mit der Vorsicht aller ersten Male hatte ich im Vorfeld Leute, die ich für kundig hielt, um Rat gebeten. Ich wollte vorbereitet sein auf die Unannehmlichkeiten der Seefahrt, die ich bislang nur aus Büchern oder Filmen kannte. „Nimm dir nur das Allernötigste mit und geh möglichst mit leerem Magen an Bord“, sagten sie. „Pack dir nur wenig Proviant ein, und zwar nur leichte Kost. So bleibst du beweglich und schnell, und wirst von der berühmten Seekrankheit verschont.“

Daran hatte ich mich gehalten, und das war mein Glück. Denn als das Schiff auf weiter See zu wanken begann und die Leute mit ihm, übergab sich schon die Erste – eine überaus schöne und aparte junge Dame – auf den einzigen ihr zur Verfügung stehenden Platz, nämlich die Lücke zwischen ihren Füßen. Die war aber zu eng, weshalb sich das Erbrochene über ihre Schuhe und die ihrer Nachbarn

ergoss. Allein in dem Bereich des Decks, den ich von meinem Platz aus überblicken konnte, wiederholte sich diese Szene etliche Male und anhand der Bewegungen, die ich weiter weg durch die Masse gehen sah, wo Köpfe zeitweise untertauchten, ahnte ich, dass es sich überall auf dem Deck ähnlich verhielt.

Augenblicke von unendlicher Schwere verstrichen, als ein würdiger Herr sich unvermittelt auf einen anderen, nicht minder respektablen Passagier übergab. Dieser zückte sein Stofftaschentuch, wischte das, was ihm zuteil geworden war, von seiner Kleidung, nur um gleich darauf seinen Mageninhalt auf den ersten Herren zu entleeren – eine Art Abrechnung, die mir nicht ganz unbeabsichtigt zu sein schien.

Wie ein Gähnen zuweilen von Mensch zu Mensch geht, wenn einer einmal damit angefangen hat, so tobte unter mir die Kotzepidemie: Auf Würgegeräusche folgte Keuchen, auf Keuchen der Anblick von Glibberigem und Bröckeligem auf Körpern und Deckboden, und schließlich der Gestank. Als die Dunkelheit hereinbrach, legten die Körper sich zur Ruhe. Eng aneinander gedrängt schliefen sie ein und trieben über zwei Meere, das zweite dickflüssiger und klebriger als das erste.

Ein Happen Brot, ein Stückchen Käse und ein Schluck Whisky bildeten mein Abendbrot. Den Rest versenkte ich wieder in meiner kleinen Tasche, die neben mir an einer Art Fortsatz baumelte, der einem Nagel glich. In ihr befanden sich auch obengenannte Reiselektüre – ein Roman–, alles was ich an Geld und Papieren besaß, sowie Wechselkleidung – ein Hemd und eine Hose – und eine Packung Papiertaschentücher.

Als alle zur Ruhe gekommen waren und ich meine Lektüre wieder aufgenommen hatte, überkam mich ein Gefühl, das sich latent steigerte. Es war der fiese, wohlbekannte Druck im Unterleib. Zuerst versuchte ich, ihn zu ignorieren, indem ich mich auf die Bewegungen der Körper unter mir konzentrierte. Doch mit der Zeit wurde das Druckgefühl drängender. Vom Masten zu steigen und meinen Platz kurz zu verlassen, kam jedoch nicht in Frage. Wer konnte mir garantieren, dass mein Platz noch frei sein würde, wenn ich zurückkehrte?

Je mehr ich hin und her überlegte, desto heftiger drückte meine Blase. Ich musste eine Entscheidung treffen. Ich stellte mich auf die Metallleiste und umwickelte die Glühbirne mit dem zusätzlichen Hemd und der Hose aus meiner Tasche. Als es fast vollständig dunkel war und ich unter mir niemanden mehr ausmachen konnte – was mir im Umkehrschluss versicherte, dass auch mich

niemand sah –, knöpfte ich meine Hose auf, zog meine Unterhose herunter und hielt meine Penisspitze dicht ans Metall des Mastens. Endlich gab ich dem Druck in meiner Blase nach.

Mein Urin – ich stelle mir seine Farbe trüb orange vor – floss schmal und heiter wie ein Bergbach den Masten hinunter. Innerlich war ich schon darauf vorbereitet, mich zu rechtfertigen, irgendeine Entschuldigung hervorzubringen, aber unten gab niemand einen Pieps von sich. Vielleicht mischte sich die warme Flüssigkeit ja gerade in den einen oder anderen Traum.

Ich holte tief Luft, wischte meine Schuhe und den Masten ringsum mit den Taschentüchern ab, die ich einfach dem Wind überließ, band mein Hemd und meine Hose von der Lampe wieder los und packte sie in die Tasche, setzte mich hin und wandte mich erneut meiner Lektüre zu. Schließlich schlief ich ein. Kurz nach dem Morgengrauen wurde ich vom Geschrei eines unter mir sitzenden Mannes aus dem Schlaf gerissen, der mich bis hin zu meinen Urahnen laut verfluchte: Mein Roman war ihm auf den Kopf gefallen. Während die Anderen beschwichtigend auf ihn einredeten, fing er an, Seiten aus dem Buch heraus zu reißen. Erst warf er sie wütend herum, dann ging er dazu über, sie den anderen Passagieren anzubieten, um sich nach dem Kacken über die Reling den Hintern damit abzuwischen. So geschah es, dass ich für den Rest der Fahrt nichts mehr zu lesen hatte.

All das kommt mir heute, vierzig Jahre später, in den Sinn. Heute treiben wir im selben Meer umher, nachdem unser Schiff an der Küste eines Vororts im Westen Alexandrias in See gestochen ist. Unser jetziges Schiff ist dem damaligen zwar in vieler Hinsicht ähnlich, aber ein paar Unterschiede gibt es doch: Unter den dicht aneinander gedrängten Menschen befindet sich kein einziger, der elegant gekleidet ist, dafür aber eine beachtliche Anzahl Kinder. Der Kapitän (der kein bisschen betrunken war) hat sich über Nacht scheinbar in Luft aufgelöst, am nächsten Morgen fanden wir jedenfalls keine Spur von ihm. Der Motor ist defekt und das Schiff treibt einfach so, durch die Kraft der Wellen, seines Weges.

Einen Lichtmasten gibt es diesmal nicht und selbst wenn es einen gäbe, ich wäre nicht mehr jung genug, um es hinauf zu schaffen. In meiner Tasche befinden sich – dem alten Ratschlag gemäß – ein Roman, Brot, Käse, ein Viertelliter Whisky, all mein Geld und meine Papiere, ein Hemd und eine Hose zum Wechseln und eine Packung Papiertaschentücher – das Gepäck von Einem, der einem Massaker entflieht. Diesmal ist es das Jahr 2016 und das Massaker ist das von Aleppo.

In meiner Hand befindet sich ein voll aufgeladenes Satellitentelefon und eine Nummer, die mir der verschollene Kapitän noch auf dem Festland in die Hand gedrückt hat. „Die Nummer der griechischen Küstenwache“, sagte er zu mir. „Wenn sie rangehen, seid ihr sicher.“

Rangegangen sind sie schon vor Stunden und ich habe mich in gutem Englisch mit ihnen unterhalten, doch ist weit und breit keiner von ihnen zu sehen, weder am Himmel noch am Horizont.

Und trotz der vergleichsweise ruhigen See ist auch diesmal eine Frau seekrank geworden und übergab sich – und zwar genau zwischen meine Füße.

In der Schwebel, in einem Sechzig-Grad-Winkel

Die Leichen sind aufgedunsen, die Rettungsweste liegt dahin geworfen zwischen vielen anderen am Strand. Als Mahnmal für die, die ertrunken sind und die, die überlebt haben. Ihre strahlenden Farben wollen sagen, dass sie hier waren, und dass sie nicht aufhören werden, hier zu sein. Und da kommen sie schon aus der Ferne.

Obschon man mich aus dem Meer gefischt und in einen Wald tief im Landesinneren in ein Zimmer aus Metall gesteckt hat, suchen noch immer Meeresbilder heim. Sie kommen über mich wie eine Sturzflut, wie ein Platzregen, der mit einem Mal auf mich hernieder rauscht und ich ersaufe in kaltem Schweiß. Bis ich aufschnelle und schnell meinen Kopf unter fließendes Wasser halte, erst dann fühle ich mich wieder sicher. Jetzt gehe ich raus.

Ich öffne die Tür und sehe weitere, zwischen die Bäume geworfene Blechhütten. Dazwischen gespannte Schnüre, auf denen Wäsche hängt. „Das ist unsere Nationalflagge“, denke ich und hebe die Hand zum Fahngruß. Eine entsprechende Hymne habe ich mir noch nicht ausgedacht, aber sie wird wohl von Tod und Abschied handeln. Jetzt gehe ich pinkeln.

Auf dem Weg zu den Toiletten wimmelt es von Jungs und Mädchen, sie spielen und lachen. Kinder sind merkwürdige Wesen. Aus allem ziehen sie ihre Freude, selbst aus dem Elend. Ich beneide sie

um ihre Unbeschwertheit. Nie denken sie weiter, als der Augenblick. Dabei wissen sie genau, schlau und berechnend, wie sie sind, dass man sie für nichts zur Verantwortung ziehen, ihnen aber alles gewähren wird. Und dieses universellen Gesetzes sind sie sich verdammt sicher. Ich bin angekommen.

Vor den Toiletten stehen sie Schlange, die Männer rechts, die Frauen links. Das kollektive Morgengefühl, das dringende Bedürfnis, Därme und Blasen zu entleeren. Es übertönt die Peinlichkeit solcher Reigen, den Gestank, der einem gleich in die Nase steigt und gewisse Töne, die jeder kennt, die aus den Klos nach draußen dringen, wo man sie sofort bewusst zu Klängen anderen Ursprungs umdeutet. Schamgrenzen, die noch überschritten werden könnten, gibt es nicht mehr. Wer aus dem Bad heraustritt, blickt niemandem in die Augen, grüßt keine bekannten Gesichter in der Schlange, sondern hebt souverän den Kopf und läuft in weitem Bogen um die Masse der Wartenden. Die Masse der Wartenden minus zwei: den Heraustretenden und den Eintretenden. Während Letzterer versucht, den Gestank zu vergessen, der ihm drinnen entgegenschlägt, versucht Ersterer, den Gestank zu vergessen, den er hinterlassen hat, und beide versuchen, das Offensichtliche zu vergessen: Dass sie morgen früh unweigerlich wieder hier stehen werden, am selben Ort, in derselben Situation, im selben Gestank. Und jetzt bin ich an der Reihe.

Drinnen ignoriere ich, was ich sehe und rieche. Ich richte mein Denken auf Wichtigeres: Welchen Eindruck werde ich bei demjenigen hinterlassen, der nach mir hereinkommt? Behutsam drehe ich diese Frage in meinem Kopf hin und her. Ihr Gegenstand bringt mich wieder zurück ins Hier, so wie es meine Vorgänger zurückgelassen haben, und das hilft mir gegen den Ekel. Dann versuche ich, einen Sechzig-Grad-Winkel über der Kloschüssel formend in der Schwebehocke zu schießen. Im Gegensatz zu ihren arabischen Verwandten, kann man bei diesen europäischen Kloschüsseln sein Geschäft nicht einfach bequem, ohne sie zu berühren, in der Hocke verrichten. Viele hier bevorzugen wie ich die Schwebehocke, aus Angst, mit dem Dreck in Berührung zu kommen. Und wenn dann Einer auch noch Durchfall hat (was bei dem kalten Wetter, das durch die Sommerkleidung schneidet, den nichtvorhandenen Heizungen und unseren geschwächten Mägen weißgott keine Seltenheit ist), dann spritzt die Scheiße auf ihrem Weg nach unten kreuz und quer herum. Folglich ist besagte Angst absolut gerechtfertigt, ja, sogar notwendig. Schicht auf Schicht lagert unter uns der Dreck, türmt sich zu einem braunen, dickflüssigen Gallert unterschiedlicher Farbabstufung und Konsistenz, wobei unklar ist, ob es zwischen beidem einen klaren Zusammenhang gibt. Jetzt wird an die Tür gehämmert.

Ich muss wohl über meine Grübeleien die Zeit vergessen haben, ohne dass unterdessen etwas aus mir herausgekommen wäre. Jetzt schmerzen mir die Knie, meine Ober- und Unterschenkelmuskulatur ist verkrampft und gleich wird man mich für einen Gestank verfluchen, zu dem ich nicht einmal etwas beigetragen habe. Aber sei's drum.

Ich öffne die Tür, und wie meine Vorgänger lasse ich meinen Blick in die Ferne schweifen. Dabei tue ich so, als würde ich weit und breit niemanden sehen. Dann drehe ich, leise vor mich hin pfeifend, eine weite Runde um jene eilig aufgestellten Blechhütten, als würde ich gerade von einem Spaziergang im Wald zurückkommen. In meinem Zimmer bleibe ich dann zwei oder drei Stunden, ohne vor die Tür zu gehen. Zeit genug für mich und die Anderen, um mein Schlangestehen, meinen Anblick im und vor dem Klo zu vergessen. Ich will, dass sie mich als tadellosen Menschen in Erinnerung behalten, einen, der keinen Dreck oder Gestank produziert. Der nicht schwitzt, nicht pisst oder schießt. Und mit diesem Gedanken im Kopf gehe ich zu meinem Termin mit dem für meine Akte zuständigen Migrationsbeauftragten.

Er lächelt mich vertrauenswürdig an, aber in einem Zucken seines linken Auges macht sich eine tiefsitzende Abneigung selbständig, und fast mechanisch dreht mein Kopf sich nach rechts, neigt sich schräg abwärts meiner Achsel zu, wo meine Nase kurz schnüffelt. „Der Geruch kann es nicht sein“, sage ich mir im Stillen und blicke ihn an.

Warum sind Sie fortgegangen? Fragt er mich in Anwesenheit des Dolmetschers. Ich sage ihm, im Land des Krieges fliegt der Tod durch die Luft wie Staub, und ich habe um mein Leben gefürchtet.

Warum haben Sie nicht gekämpft? Fragt er mich in Anwesenheit des Dolmetschers. Ich sage, es sei noch keiner Kriegspartei gelungen, mich zu überzeugen, und mein Kopf, um den ich fürchte, lasse sich nicht so ohne weiteres auf einen anderen Körper montieren.

Haben Sie irgendwelche politischen Verbindungen? Fragt er mich in Anwesenheit des Dolmetschers. Ich sage, bei uns zu Lande fließt die Politik aus dem Wasserhahn und wird dem Brotteig beigemischt, wie Vitamine, und wenn wir sie schlucken und sie in uns wirkt, fällt es uns nicht einmal auf – wie bei Vitaminen.

Er stellt mir weiter Fragen in Anwesenheit des Dolmetschers und ich antworte. Und mit jeder Antwort zieht sich die Schlinge enger zu. Die Blechhütten werden abmontiert, es werden immer weniger, und

die Beamten der Bereitschaftspolizei werden immer mehr. Sie schlagen mit ihren Schlagstöcken auf Plastikschilder mit der Aufschrift *Rendőrség*. Sogar hier.

Mit jeder Antwort, die ich gebe, zieht eine Tränengasbombe zischend ihren Schweif hinter sich her und geht inmitten der Flüchtenden zu Boden.

Mit jeder Antwort werden Lebensmittel auf die Menschen geworfen, die sich um den Transporter scharen. Eine kostenlose Zirkusshow vor laufenden Kameras, die Nachrichtensprecherin sagt in der Liveschleife: „Das ist das Los derer, die Chaos für ihr Land wollten.“

Ja, Euer Ehren, ich habe Chaos gewollt. Das Chaos ist ein offenes Meer, seine Küsten gehören allen, die ankommen. Und ich bin nach Ihnen angekommen, auf einem Gummiboot. Nach den Sklavenschiffen, nach den Goldschiffen, nach den Baumwoll- und Kautschukschiffen, nach den Schiffen, die Statuen, Obelisken und Wandreliefs von Palästen brachten, nach den Schiffen, die Kriegsflugzeuge, Raketen und Soldaten brachten – und Sie wollen mich wieder ins Wasser werfen?

Mister Jawad? Sind Sie noch da? Der Dolmetscher holt mich zurück, ich setze mich aufrecht hin.

Verzeihung. Verzeihung, sage ich, ich schweife gedanklich immer wieder ab. Und nachts bekomme ich Alpträume über Wasser. Haben der Herr auch manchmal Alpträume?

Worauf, Dolmetscher beiseite, dieser kurze Dialog folgte:

Das ist nicht unser Thema, Mister Jawad, sagt er.

Ja, das ist nicht Ihr Thema. Das ist ganz gewiss nicht Ihr Thema, sage ich.

Ihr Antrag wird derzeit noch geprüft, sagt er, das Verfahren läuft.

Wie lange noch? Frage ich.

Das weiß ich nicht genau, sagt er.

Wochen? Monate? Frage ich.

Das weiß ich nicht genau. Das wird überprüft. Sobald der Beschluss eintrifft, werden Sie benachrichtigt, sagt er.

Aber...

Ich kann Ihnen leider nicht weiterhelfen, unterbricht er mich.

Ich gehe hinaus.

Draußen steht eine lange Menschenglange, ich aber lasse – wie meine Vorgänger – meinen Blick in die Ferne schweifen und laufe in weitem Bogen um die Hütten herum, als sei ich gerade auf dem Rückweg von einem Waldspaziergang, bis ich an mein Zimmer gelange. Ein Geruch nach Verfaultem hängt mir in der Nase. Bevor ich mich, in einem Versuch, mich für kurze Zeit aus der Welt zu ziehen, aufs Bett werfe, ziehe ich mich hastig aus. Meine Kleidung stopfe ich in eine Plastiktüte (gleich morgen früh werde ich alles waschen), dann noch eine kurze Katzenwäsche über dem Waschbecken. Im Büro des Migrationsbeauftragten stehen zu bleiben war ja nicht möglich, aber dieser Sechzig-Grad-Winkel, dieses Über-der-Kloschüssel-schweben geht einfach gar nicht und macht einen sehr fragwürdigen Eindruck.

Ich hätte mich einfach in die Scheiße setzen sollen.

Ich versuche, einzuschlafen, wobei ich wieder denselben Traum erwarte: Die Leichen sind aufgedunsen, die Rettungsweste liegt dahin geworfen zwischen vielen anderen am Strand, als Mahnmal für die, die ertrunken sind und die, die überlebt haben. Ihre strahlenden Farben erzählen, dass sie hier entlang gekommen sind, und dass sie nicht aufhören werden, hier entlang zu kommen. Und da kommen sie auch schon, aus der Ferne.